

Nachruf

Ein Leben lang unbestechlich

Jürg Frischknecht, hartnäckiger Rechercheur, Journalistenausbildner und passionierter Wanderer, ist 69-jährig gestorben. **Von Urs Tresp**

Sein Standpunkt war eindeutig: links. Das machte ihn verdächtig - und schränkte seine beruflichen Möglichkeiten ein. Doch der Journalist Jürg Frischknecht mochte gar nicht überall und für jede Zeitung schreiben. Zu viele Berufskolleginnen und -kollegen, die so idealistisch wie er in den Beruf eingestiegen waren, hatte er Kompromiss um Kompromiss die Karriereleiter in Zeitungsverlagen und Fernsehanstalten hinaufsteigen sehen. Das wollte und konnte er nicht.

Wer ihn nicht näher kannte, mochte darin etwas Stures und Unversöhnliches erblicken. Entsprechend wurde er angefeindet. Doch auch die politischen Gegner attestierte ihm Unbestechlichkeit, Hartnäckigkeit und Ausdauer - Tugenden, die jedem Journalisten gut anstehen würden. Privat war Frischknecht, das sagen alle, die mit ihm zusammengearbeitet haben, ein liebenswürdiger und uneitler Kollege. Letzteres ist in der Branche ein eher unüblicher Charakterzug.

Geboren wird Jürg Frischknecht 1947 in Herisau - als Lehrersohn. Er besucht das Gymnasium in St. Gallen, studiert in Zürich Geschichte, Soziologie und Publizistik und engagiert sich in der Studentendebatte. Nach dem Studium schreibt er für die linksliberale Basler «National-Zeitung» - über die Zürcher Politik, vor allem aber über Medienthemen. Beharrlich deckt Frischknecht als Medienjournalist auf, was Zeitungsredaktionen und Verlagshäuser lieber unter dem Deckel behalten würden. Er enttarnt zum Beispiel die mit einem schlichten «y» gezeichneten Anti-SRG-Kolumnen im «Aargauer Tagblatt» als privaten Rachefeldzug eines geschassten Mitarbeiters der «Tagesschau».

Seine nachhaltigste Rechercheleistung ist die Aufdeckung des Cincera-Archivs im Jahr 1976. Frischknecht und ein paar Kollegen machen publik, dass der Zürcher Grafiker und Werber Ernst Cincera eine Kartei mit Fichen von mehr als 3000 Personen der politischen Linken führt, die er Wirtschaft, Verwaltung, Arme und Politik zur Verfügung stellt. Frischknechts illegaler Zutritt zum Cincera-Archiv trägt ihm zwar eine Verurteilung wegen Hausfriedensbruch ein. Aber die Empörung im Land ist gross. Das Handbuch



Die Aufdeckung des Cincera-Archivs führte zu einer Verurteilung wegen Hausfriedensbruch: Jürg Frischknecht beim Protest vor dem Zürcher Bezirksgericht. (12. September 1977)

«Die unheimlichen Patrioten», das Frischknecht im Nachgang zum Cincera-Skandal zusammen mit drei Kollegen verfasst und das die rechten bis rechtsextremen Seilschaften in der Schweiz auflistet, wird zum Bestseller und verkauft sich gegen 25 000-mal.

Die rechte und rechtsextreme Szene in der Schweiz ist Frischknechts Thema. Er bleibt dran, auch wenn es gefährlich wird. Immer wieder wird er bedroht. Für sein Engagement zeichnen ihn die Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus und die Gesellschaft Minderheiten in der Schweiz mit dem Fischhof-Preis aus.

Dass seine Artikel bis in die achtziger Jahre auch in bürgerlichen Zeitungen wie den «Luzerner Neusten Nachrichten» erscheinen, veranlasst Ernst Cincera, in der «Schweizerzeit» vor dem linken Journalisten zu warnen: «Man muss sich in den Redaktionsstuben gelegentlich Gedanken darüber machen, aus der Feder welcher Leute man seinen Lesern welche Informationen vermitteln will»,

schreibt er. Mit der Ausdünnung des Schweizer Blätterwaldes wird Frischknecht fast ausschliesslich zum Autor der linken «Wochenzeitung». An den Ausbildungsstätten des Nachwuchses aber ist er ein gefragter Dozent. Er lehrt junge Journalistinnen und Journalisten das Handwerk der Recherche. Diese - gleich welcher politischen Couleur - bewundern seine Professionalität und seine Hartnäckigkeit.

Ab Ende der achtziger Jahre wendet Jürg Frischknecht sich publizistisch einem nur scheinbar unpolitischen Thema zu: dem Wandern. Er schreibt zusammen mit seiner Partnerin Ursula Bauer zahlreiche Wanderbücher. Der Titel des ersten ist programmatisch: «Wandert in der Schweiz, solange es sie noch gibt». Die Wanderungen sind Heimaterkundungen der kritischen Art. Die Bücher schärfen den Blick für die Verletzlichkeit der Schweizer Landschaften. Frischknecht und Bauer erhalten dafür 2004 den Binding-Preis für Natur- und Umweltschutz.



Nachgefragt bei Daniel Friedli

Roche-Chef Severin Schwan warnt vor einem Mangel an ausländischen Fachkräften. Hat er recht?

Auf diese Frage gibt es eine wirtschaftliche und eine politische Antwort. Aus Sicht der Wirtschaft ist die Klage des Roche-Chefs nachvollziehbar, sie wurde auch schon von vielen anderen Patrons geäussert. Die Nachfrage nach spezialisierten Fachkräften aus Übersee ist hoch, weit höher als die Zahl der Bewilligungen, die der Bund zur Verfügung stellt. In Wirtschaftskantonen wie Zürich, Basel-Stadt oder Genf sind die sogenannten Drittstaatenkontingente nach wenigen Monaten ausgeschöpft. Darum protestieren auch die Kantone bei Justizministerin Sommaruga vehement gegen das strenge Regime. Sie kritisieren, der Bundesrat habe überreagiert, als er 2014 nach der Abstimmung über die Zuwanderungsinitiative der SVP die Kontingente von 8500 auf 6500 Bewilligungen gekürzt hat.

Umgekehrt gibt es eben diesen Volksentscheid, der bei aller Widersprüchlichkeit doch als Signal dafür zu interpretieren ist, dass die Bevölkerung einen Rückgang der Zuwanderung wünscht. Darum ist es verständlich, dass der Bundesrat auch bei den Bewilligungen für Nicht-EU-Bürger reagiert hat. Man stelle sich vor, er hätte wenige Monate nach dem Votum mitgeteilt, die Kontingente unverändert zu lassen oder gar zu erhöhen, wie dies einzelne Wirtschaftsvertreter wünschten.

Bald steht nun die Vergabe der Kontingente für 2017 an. Die wirtschaftliche Vernunft legt nahe, die Zahl wieder etwas zu erhöhen, so wie dies auch die Sozialpartner (und selbst die SVP) wünschen. Schliesslich profitieren nicht nur die Firmen von diesen gut ausgebildeten und gut bezahlten Zuwanderern. Sie sind, einmal rein utilitaristisch betrachtet, auch für die Staatskasse und das Sozialsystem ein Gewinn. Die politische Überlegung ist eine andere: Haben die Firmen genug getan, um einheimische Arbeitskräfte zu fördern und zu schulen, also Frauen, Lehrlinge und Arbeitslose? Wären die Erfolgsmeldungen dazu so laut wie die Klagen über die Kontingente, würde dies den Entscheid stark vereinfachen.

Daniel Friedli ist Bundeshausredaktor der «NZZ am Sonntag».

49 Prozent

Wie wäre es mit Ehrgeiz statt mit Quoten?



Patrick Imhasly

Die Stauffacher-Deklaration ist gescheitert. Mit dieser selbstgewählten Verpflichtung wollte die Chefredaktion des «Tages-Anzeigers» den Frauenanteil auf allen Hierarchiestufen innerhalb von drei Jahren auf mindestens 30 Prozent heben. Als die Frist kürzlich abließ, lag der Frauenanteil in den Kaderpositionen der inzwischen organisatorisch zusammengelegten Publikationen «Tages-Anzeiger», «Sonntags-Zeitung» und «Magazin» bei gerade einmal 17 Prozent.

Eine Zeitung ist nicht die Welt, und doch ist es einigermaßen erstaunlich, dass dieses an sich hehre Vorhaben derart misslungen ist. Denn in der Medienbranche sind Teilzeitjobs bei Frauen - wie auch bei Männern - weit verbreitet, vor allem aber sozial akzeptiert. Und das sind immer noch die zwei wichtigsten Bedingungen, um qualifizierte Frauen in den Arbeitsmarkt zu holen und dort auch zu halten.

Das Beispiel zeigt vor allem eines: Frauenförderung über fixe Zielvorgaben funktioniert nicht. Werden die Quoten nicht erreicht, sehen die Urheber solcher Pläne

ziemlich alt aus, was die Sache ins Leere laufen lässt. Werden die Quoten erreicht, besteht die Gefahr, dass neue Geschlechterstereotype entstehen, in diesem Fall durch die positive Diskriminierung der Frauen.

Vielleicht sollte man bei der Frauenförderung neue Wege gehen. Und zwar über das Setzen von Anreizen: Jede Frau, die einen ausgeprägten beruflichen Ehrgeiz entwickelt, sollte mit einer bestätigenden und einflussreich verfassten Lobeshymne in der Ruhmeshalle der Emanzipation verewigt werden. Jeder Mann, der Teilzeit arbeitet und seiner Frau so zu Hause den Rücken freihält, sollte mit einem freien Eintritt in den VIP-Bereich eines Fussballspiels seiner Wahl belohnt werden.

Es ist erschreckend zuzuschauen, wie gering die Ambitionen vieler Frauen in ihrem Job sind. Das fängt schon bei der Berufswahl an. Nicht wenige Frauen werden beispielsweise Primarlehrerin, weil sich eine spätere Mutterschaft mit diesem Beruf besser vereinbaren lässt als mit einer Karriere als Investmentbankerin. Sind die Kinder einmal da, begnügen sich Frauen gerne mit Mini-Pensen von 15, 30 oder - wenn es hoch kommt - 40 Prozent. Mit solchen Pensen ist man bei der Arbeit aber schnell weg vom Fenster und hat kaum Chancen, verantwortungsvolle Aufgaben zu erhalten oder zu einem tragenden Pfeiler im Unternehmen zu werden. Manchmal scheint es, Frauen würden es bereits als emanzipatorische Grosstat betrachten, wenn sie nach der Geburt eines Kindes überhaupt wieder eine



Es ist erschreckend zuzuschauen, wie gering die Ambitionen vieler Frauen in ihrem Job sind.

Arbeit annehmen. Zumal sie damit oft weiter gehen, als es ihre Mütter je getan haben. Auf der anderen Seite kann ich das Gejammer jener Männer nicht mehr hören, die klagen, sie würden doch so gerne Teilzeit arbeiten und mehr Verantwortung zu Hause übernehmen - aber das sei in ihrem Job halt einfach nicht möglich. Männer, die es wirklich ernst meinen mit solchen Wünschen, müssen halt im Büro reduzieren, zu Hause aufstocken und Familienarbeit als integralen Teil ihrer beruflichen Karriere betrachten.

Wollen wir weiterkommen bei der Gleichstellung der Geschlechter, braucht es Frauen und Männer, die den Ehrgeiz aufbringen, zu Hause und bei der Arbeit höheren Ansprüchen zu genügen. Ich will ja keine Familien spalten, aber der Massstab müsste sein: Männer und Frauen sollten sowohl ihren Job als auch die Hausarbeit so weit im Griff haben, dass sie jederzeit auf beiden Gebieten auch allein funktionieren könnten. Ich jedenfalls bin stolz darauf, dass ich zu Hause gründlicher putze und die Wäsche ordentlicher zusammenlege als meine Frau. Das Aussortieren der Kinderkleider überlasse ich hingegen ihr. Nur manchmal stelle ich mich in einem unbeobachteten Moment vor den Schrank im Kinderzimmer und male mir aus, wie ich diese lästige Aufgabe anpacken würde. Dann wird mir klar: Auch das wäre zu schaffen - und meine kleine Welt ist wieder in den Fugen.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».

Strittis Schlagzeile

Zum sonst eher unerspriesslichen Weltgeschehen.



Hermann Strittmatter ist Gründer und Leiter der Werbeagentur GKK in Zürich.